

Thomas Staubli

Die gemeinsame Basis von Juden, Christen und Muslimen und das Problem der religiös Heimatlosen*

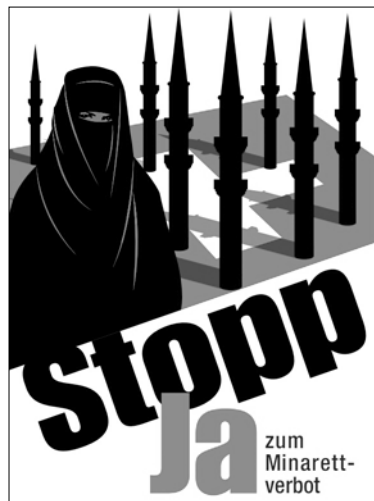
Vor zwei Jahren hat das Schweizer Volk die Minarettverbotsinitiative trotz gegenteiliger Prognosen mit deutlichem Mehr angenommen. Diese schockierende Bürgermanifestation steht seither über dem ökumenischen Diskurs in der Schweiz. Die damalige Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartementes, Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, hat im Vorfeld der Abstimmung im Namen der Religionsfreiheit vor einer Aufhebung der Rechtsgleichheit zwischen den Religionen gewarnt. Sie sah darin eine Gefährdung des Religionsfriedens in unserem Land. Seit dem berühmten Augsburger Religionsfrieden von 1555 versteht man darunter in Europa eine politische Regelung, die das friedliche Nebeneinander der Religionen garantiert. Aber dieses friedliche Nebeneinander war weder vor noch nach der Annahme der SVP-Initiative je in Gefahr. Es waren vielmehr gerade die Religionen, die sich in dezidiert Weise gegen die islamophobe Initiative ausgesprochen haben. Abgesehen von den islamischen Orga-

nisationen waren das der Freikirchenverband, die Dachorganisation der Schweizer Juden, die Adventisten, die Schweizerische Evangelische Allianz, der Schweizerische Rat der Religionen, die Schweizer Bischöfe, die christkatholische Kirche, der Schweizerische Evangelische Kirchenbund und die Missions- und Hilfswerke – ungefähr in dieser Reihenfolge.

Für mich ist insbesondere die Stellungnahme „Für ein Zusammenleben der Religionen in Frieden und Freiheit“ des Schweizerischen Rates der Religionen ein Meilenstein in der Religionsgeschichte unseres Landes. Einen solchen Schulterschluss der Religionen gegen ein diskriminierendes Gesetz gab es nie zuvor. Leider wurde das in der Öffentlichkeit nicht gebührend wahrgenommen und gewürdigt. Der Grund dafür ist die weit fortgeschrittene Erosion der Religionen in unserem Land. Die Mehrheit der Bevölkerung ist religiös heimat- und wurzellos und daher auch religiös unkultiviert und unwissend. Diese Ignoranz ist der Nährboden für Ängste, Projektionen und Aggressionen. Es gilt dabei zwei Gruppen zu unterscheiden.

Die einen sind bewusst areligiös. Sie verfügen über eine gute Ausbildung, fühlen sich dem aufklärerischen Gedankengut verpflichtet und halten Religionen für überholt. Sie dürften vorwiegend unter jenen 11 % der Bevölkerung zu finden sein, die bei der Erhebung im Jahr 2000 keine Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft angaben und die – mehrheitlich als Singles oder Ehepaare – vor allem dort wohnen, wo die SVP-Initiative verworfen worden ist. Im Mediensektor arbeiten viele solche Menschen. Sie begegnen den Kirchen, insbesondere der hierarchisch verfassten römisch-katholischen, grundsätzlich mit Skepsis oder gar Argwohn – was sicher seine Berechtigung hat –, zugleich aber fördern sie durch die Selektion der

Am 1. Mai 2007 wurde in der Schweiz eine Volksinitiative gegen den Bau von Minaretten gestartet. Lanciert wurde sie von Politikern der Schweizerischen Volkspartei (SVP) und der Eidgenössisch-Demokratischen Union (EDU). Die Vorlage kam am 29. November 2009 zur Abstimmung und wurde – entgegen auf Umfragen beruhenden Voraussagen – von 57,5 % der Abstimmenden angenommen. 53,4 % der stimmberechtigten Schweizer nahmen an der Abstimmung teil. Die Initiative verlangte, folgenden Wortlaut in die Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft aufzunehmen: „Der Bau von Minaretten ist verboten“.



Informationen das rückständige oder fundamentalistische Image der Religionen, das sie in ihren Köpfen haben. Andere Nachrichten fallen durch die Maschen ihrer Wahrnehmungsdefizite. Diese Menschen sind zwar eher tolerant, zugleich aber mangels entsprechender Kategorien auch Förderer der religiösen Unwissenheit.

Die andere, viel größere Gruppe gehört mehrheitlich zu jenen 83 %, die sich im Jahr 2000 als irgendeiner christlichen Konfession zugehörig bezeichneten, von denen sich aber weniger als die Hälfte als Mitglied einer Kirchgemeinde oder Pfarrei fühlten. Diese Menschen leben von der Kirche entfremdet, teils aufgrund von Enttäuschungen, vor allem aber aufgrund des Wohlstandes, den sie trotz teilweise bescheidenem Bildungsniveau genießen. Bei ihnen haben zwei säkulare Religionen die Stelle der Kirche eingenommen: der Sport und der Nationalismus, heute cool als Swissness bezeichnet. Vor allem bei dieser Gruppe, die sich zwar nicht kirchlich engagiert, für die Kirchen und vor allem Kirchtürme aber noch irgendwie zum Bild ihrer kultisch verehrten Schweiz gehören, konnte die SVP mit ihrer Demagogik punkten.

Halten wir also fest: Es gibt – von Ausnahmen, auf die ich gleich noch zu sprechen kommen werde, abgesehen – in der Schweiz keine namhaften Spannungen zwischen den Religionen. Es gibt keine Bedrohung des Religionsfriedens, sondern es gibt eine Kluft zwischen religiös Kultivierten und oftmals Engagierten und einer stark wachsenden Mehrheit von säkularisierten, religiös ungebildeten, den Religionen gegenüber distanzierenden oder gar feindlich eingestellten Menschen. Nicht die Religiösen sind also das Problem, sondern die religiös Heimatlosen. Trotz dieses Befundes ist von der Gefahr, die von der säkularen Ignoranz, die zu Aggression tendiert und nicht einmal davor zurückschreckt, unser Land international in Verruf zu bringen, in der Öffentlichkeit viel zu wenig die Rede.

Kritikfähigkeit und die gesellige Gottheit

Die Syrophönizierin

Im Februar des vergangenen Jahres, also wenige Wochen nach Annahme der Minarettverbotsinitiative, wurde Saida Keller-Messahli, eine aus Tunesien gebürtige, politisch und religiös engagierte Muslima, in meiner Heimatpfarre St. Josef König zum Predigen eingeladen. Sie verglich in ihrer Pre-

digtdig die Situation der Muslime in der Schweiz mit jener der Syrophönizierin im Evangelium, die Jesus darum bittet, ihre kranke Tochter zu heilen, die von Jesus aber eine kaltschnäuzige Absage erfährt: „Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden vorzuwerfen“ (Markus 7,27; Matthäus 15,26). Obwohl Jesus die Juden mit seinen Kindern, sie, die Ausländerin, aber mit einer Hündin vergleicht, lässt sich die Frau nicht aus dem Konzept bringen. „Ja“, sagt sie, „du hast ja Recht, Meister, aber fällt nicht manchmal etwas von den Brosamen des Brotes ab für die Hunde unter dem Tisch?“ Jesus ist perplex ob der Schlagfertigkeit und Hartnäckigkeit der Frau und heilt ihr Kind. Ich war perplex darüber, dass die Muslima, Frau Keller-Messahli, diesen Text aus dem Evangelium kannte und dass sie den Mut hatte, ihn auf der Kanzel auf die Situation der Muslime in der Schweiz hin auszulegen. Ich habe selten eine so treffende Predigt gehört. Zugleich war ich sehr berührt von der Gerechtigkeit dieser Frau, denn sie hat auch unterstrichen, dass diese Predigt auf einer römisch-katholischen Kanzel für sie eine große Ehre sei, die sie als Muslima in ihrem Heimatland Tunesien in einer Moschee nie erfahren würde, geschweige denn, dass eine Christin auf einer muslimischen Kanzel predigen dürfte.

Er runzelte die Stirn

In der Sure „Er runzelte die Stirn“ (80,1–16) gibt es eine vergleichbare Stelle. Mohammad runzelt die Stirn und wendet sich von einem Blinden ab, der von ihm unterrichtet werden möchte, weil er ihn während einer Unterredung mit vornehmen Mekkanern stört. Mohammad wird dafür im Koran getadelt: Statt mit dem gottesfürchtigen Kleinen, gebe er sich mit den selbstsicheren Reichen ab. Diese Stelle, so heißt es, sei eine Erinnerung der edlen und frommen Koranschreiber zum Gedenken an den armen Blinden.

Selbstkritik statt Selbstgerechtigkeit

Diese beiden Episoden aus Evangelium und Koran, die uns Jesus und Mohammed nicht als perfekte Männer, sondern als fehlbare Menschen, die dazulernen müssen, darstellen, verweisen auf eine sehr wichtige Eigenschaft, die in den Religionen des Vorderen Orients kultiviert worden ist, nämlich auf die Kritik und vor allem die Selbstkritik. Wo diese abhanden kommt, verkommen Religionen zu ideologischen Institutionen der Selbstgerechtigkeit. Das ist das Image der Religionen, das funda-

Die Mehrheit der Bevölkerung ist religiös heimat- und wurzellos und daher auch religiös unkultiviert und unwissend. Diese Ignoranz ist der Nährboden für Ängste, Projektionen und Aggressionen.

Religiöse Fundamentalisten und säkulare Medienleute stützen sich gegenseitig auf fatale Weise. Sie brauchen sich gegenseitig als Feindbilder.

mentalistische Gruppierungen und machtblinde Hierarchen heute leider vielerorts nähren. Damit bedienen sie eine weitgehend säkularisierte Presse, die nur darauf wartet, Meldungen bringen zu können, die ihr negatives Bild der Religionen stützen. Religiöse Fundamentalisten und säkulare Medienleute stützen sich gegenseitig auf fatale Weise. Sie brauchen sich gegenseitig als Feindbilder. Ihr lautstarkes Auftreten überdeckt das, was die Eitelkeit beider Gruppen stört, dass es da nämlich stille engagierte Juden, Christen und Muslime, mehr aber noch Jüdinnen, Christinnen und Musliminnen gibt, die zu den Wegbereitern einer Kultur der Toleranz gehören, für die es selbstverständlich ist, dass es Mitbürgerinnen und Mitbürger der anderen Religion gibt, ja, die sich ob der wachsenden religiösen Buntheit unseres Landes sogar freuen.

Geselliger Gott

Fundamentalismus hat im Christentum keinen Platz. Lassen Sie mich das an dieser Stelle auch kurz aus christlicher Sicht theologisch begründen. Wir glauben an den dreifaltigen Gott. Für Muslime ist das sehr schwer verständlich. Sie glauben, dass wir Gott zwei weitere Götter beigegeben. Dem ist nicht so. Wir gesellen nichts bei, sondern wir glauben – wie der Berner Pfarrer und Dichter Kurt Marti es treffend formuliert – an die gesellige Gotttheit. An einen Gott, der kein Monopolist ist, kein Monarch, der nur sich und seinen Clan duldet, sondern der schon in sich Mehrstimmigkeit, Diskurs, Demokratie, Beziehung, Liebe ist. An eine Schöpferkraft, die sich deshalb an Menschen freut, die diese Vielstimmigkeit, das Aufeinander-Hören pflegen, weil sie gerade mit dieser Eigenschaft erst zu wahren, lebendigen Abbildern Gottes werden.

Die gemeinsame Basis von Juden, Christen und Muslimen

Gemeinsames Versagen angesichts Kanaans

Es gibt ein gemeinsames Versagen von Juden, Christen und Muslimen angesichts Hams und dessen erstgeborenem Sohn Kanaan. Die Bibel (1. Mose 9,20–27) erzählt, dass Ham die Blöße seines betrunkenen Vaters Noach sah und es seinen beiden älteren Brüdern Sem und Jafet sagte, worauf ihn diese mit einer Decke zudeckten. Als Noach wieder nüchtern war und erfuhr, was sich ereignet hatte, verfluchte er Kanaan, den Sohn Hams, zur Dienerschaft gegenüber Sem und Japhet. Mit dieser Erzählung und dem nachfolgenden Stammbaum hat

die Bibel die denkbar größte Distanz zwischen Kanaan und Israel etabliert, zwischen zwei Völkern, die denselben Raum bewohnten und dieselbe Sprache sprachen. Man könnte diesen Passus als eine skurrile Episode der Geschichte betrachten, wenn sie nicht eine lange, tragische Folgegeschichte gehabt hätte.

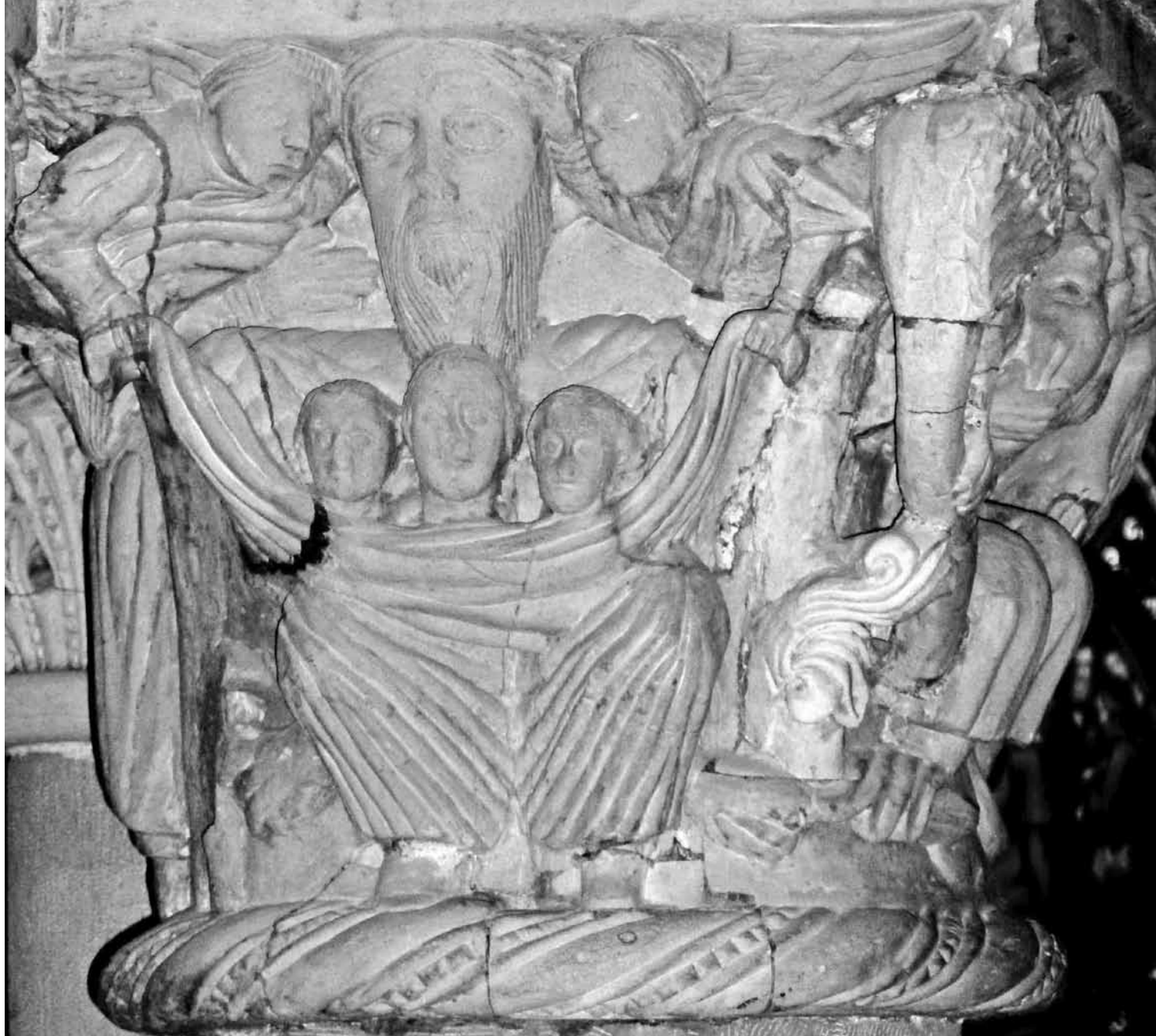
Christlicher Antikanaanismus und dessen Überwindung

In seltener Eintracht haben calvinistische Engländer in Nordamerika und katholische Spanier in Südamerika die Eingeborenen zu Kanaanäern erklärt und sich selber zum neuen Israel und haben sich aus der Bibel die Rechtfertigung zur Missionierung, Vertreibung oder gar Ausrottung der Indianer geholt. Ähnliches ereignete sich unter den niederländischen Buren in Südafrika. Zwar gab es immer auch Proteste gegen dieses gewalttätige Vorgehen, Proteste, die zu den Ursprüngen der modernen Erklärung der Menschenrechte zählen, doch die Blutspur ist erschreckend lang und reicht, wie wir wissen, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.

Es ist aber nicht zu übersehen, dass sich einiges bewegt hat. Die Geschichte der Ausrottung der Indianer und des transatlantischen christlichen Sklavenhandels ist heute Teil unseres Grundschulstoffes. Und – man sehe und staune – es sind je länger je weniger weiße Europäer, die schwarze Afrikaner missionieren, sondern afrikanische Priester lesen in abgelegenen Walliser Seitentälern die Messe, in unseren Gesangbüchern finden sich Negrospirituale und Gospels, afrikanisch-evangelikale Chöre haben europäische Fan-Gemeinden und der amerikanische Präsident hat afrikanische Wurzeln ... Die Bekehrung der Weißen durch die Nachfahren Hams hat begonnen.

Unaufgearbeiteter arabislamerischer Sklavenhandel

Die Aufarbeitung des muslimischen Sklavenhandels hat dagegen gerade erst angefangen. Der Brecher dieses Tabus, der Anthropologe und Wirtschaftswissenschaftler Tidiane N'Diaye, spricht von einem verschleierte Völkermord, der sich über Jahrhunderte hinweg im Osten Afrikas vollzog. Saudi-Arabien hat die Sklaverei offiziell erst 1962 abgeschafft – immerhin noch vor der Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz. Eine selbstkritische Aufarbeitung des Themas erfolgte jedoch nie. N'Diaye beklagt, dass selbst die 2001 im südafrikanischen Durban von der UNO durchgeführte „Weltkonferenz gegen Rassismus, rassisti-



Drei Kinder in Abrahams Schoß (Basel, Basler Münster)

sche Diskriminierung, Fremdenfeindlichkeit und damit zusammenhängende Intoleranz“ den arabo-muslimischen Part der jahrhundertelangen Tragödie nicht beim Namen nennt. Ein wunder Punkt ist dabei auch die Tatsache, dass der Koran an sieben Stellen die Sklaverei von Nicht-Muslimen durch Muslime erlaubt (4,24; 16,71; 23,1–6; 24,33; 33,50.52; 70,29).

Der jüdisch-christlich-muslimische Kolonialismus gegenüber den Heiden zeigt, dass die kritische Analyse der Heiligen Schriften gepflegt werden muss, dass die Resultate der wissenschaftlichen Diskussion Eingang finden müssen in die Verkündigung in Synagogen, Kirchen und Moscheen und dass unser Engagement gegen Rassismus und Sexismus Hand in Hand gehen muss mit demjenigen vieler NGOs. Dabei können wir von einer langen gemeinsamen Tradition zehren und auf eine gemeinsame spirituelle und caritative Praxis zurück-

greifen. Ich sehe fünf Pfeiler dieser gemeinsamen Basis:

1. Gastfreundschaft

Abraham, der zusammen mit Sara in Mamre drei Männer empfängt, in denen ihnen Gott begegnet, der den kinderlosen Senioren einen Sohn verheißt – das ist die altehrwürdige biblische Ikone der Gastfreundschaft. Bei den Christen in Ägypten sah ich sehr oft das Bild der Heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten. Wenn ich koptische Christen nach der Bedeutung des Bildes fragte, das in jeder Kirche und jeder Stube hängt, sagten sie mir: Weißt du, Christus kam zu uns nach Ägypten, und wir haben ihn aufgenommen, und in jedem Gast sehen wir Christus, der uns besucht.

2. Gruppensolidarität

Der maghrebinische Gelehrte Ibn Khaldūn beschrieb im 14. Jahrhundert die arabische Gesell-

Gastfreundschaft, Gruppensolidarität, Geschichtsbewusstsein, Gottesfurcht und Gebet sind Pfeiler einer Kultur der Mitmenschlichkeit, des gegenseitigen Respekts und des gegenseitigen Vertrauens.

schaft. Ihm galten die Nomaden als Prototyp der Araber. Als eine ihrer wesentlichen Stärken beschrieb er die Gruppensolidarität. Er wies darauf hin, dass es sich dabei nicht um eine Solidarität innerhalb realer Blutsverwandtschaft handeln muss, sondern dass Stammbäume sich auch auf ideale Gesellschaften beziehen können. Das Judentum hat die erfolgreiche Vision einer Weltfamilie entwickelt, in der über Adam und Eva alle mit allen verwandt sind, und Jesus hat darauf insistiert, dass die leibliche Familie irrelevant ist, dass vielmehr der Nächste mein Bruder und meine Schwester ist, der, der unter die Räuber gefallen ist und meine Hilfe braucht. Auf diesen eindringlichen Konzepten beruhen bis heute die Caritas, das Fastenopfer, Brot für alle, das rote Kreuz, der rote Halbmond, der rote Davidstern.

3. Geschichtsbewusstsein

Judentum, Christentum und Islam sind Religionen mit einem langen Gedächtnis, Religionen der Schrift, Religionen mit einem heiligen Buch, Religionen mit Respekt vor den Ahnen, ihren Weisheiten und Erfahrungen, Religionen mit gefährlichen Erinnerungen an Unterdrückung und Befreiung. Wir lesen Texte, die uns herausfordern, die uns in Frage stellen, die uns mit dem Andern, mit dem Fremden konfrontieren. Dieses Geschichtsbewusstsein macht uns lebendig. Es gibt uns ein Bewusstsein für den Ort, wo wir stehen, für das Woher und Wohin. Es macht uns widerständig in einer schnelllebigen Zeit, die nicht hinsieht, sondern immer schon beim nächsten ist.

4. Gottesfurcht

Gottesfürchtige, fromme Juden, Christen und Muslime sind Menschen, die um ihre Grenzen wissen. Sie wissen, dass sie Staub sind und wieder zu Staub werden. Gottesfurcht ist die Grenze menschlicher Allmachtsphantasien, die die Welt zerstören. Gottesfurcht ist ganz konkret. „Frömmigkeit besteht nicht darin, dass ihr euer Gesicht nach Osten und Westen wendet. Frömmigkeit besteht darin, dass man an Gott, den Jüngsten Tag, die Engel, das Buch und die Propheten glaubt, dass man aus Liebe zu ihm den Verwandten, den Waisen, den Bedürftigen, dem Reisenden und den Bettlern Geld zukommen lässt und es für den Loskauf der Sklaven und Gefangenen ausgibt, und dass man das Gebet verrichtet und die Abgabe entrichtet“ (Sure 2,177).

Gottesfurcht bedeutet Glaube an den einen Gott, den Schöpfer aller Dinge. Es bedeutet die Be-

reitschaft, in den Armen, den Fremden, Waisen und Witwen das Antlitz des Messias zu erkennen.

5. Gebet

Gottesfurcht gibt es nicht ohne das Gebet. Beten ist Ausdruck kindlichen Vertrauens, und dieses Vertrauen, dieser Glaube, vermag Berge zu versetzen. Menschen, die im Gebet vereint sind, vermögen Wunder zu wirken. Ich glaube an die Wunder von Menschen verschiedener Religionen, die im Gebet vereint sich für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung engagieren.

Schluss

Die Praxis der fünf Gs – Gastfreundschaft, Gruppensolidarität, Geschichtsbewusstsein, Gottesfurcht und Gebet – bildet eine gemeinsame Basis engagierter Juden, Christen und Muslime angesichts weit verbreiteter religiöser Ignoranz. Diese Praxis unterscheidet uns von ungastfreundlichen, fremdenfeindlichen, engherzigen Patrioten, von egoistischen Steuerflüchtlings und rücksichtslosen Spekulanten, von Holocaustleugnern, von Markt fetischisten und Weltherrschaftsträumern, von Verängstigten und kleingläubigen Zauderern.

Gastfreundschaft, Gruppensolidarität, Geschichtsbewusstsein, Gottesfurcht und Gebet sind Pfeiler einer Kultur der Mitmenschlichkeit, des gegenseitigen Respekts und des gegenseitigen Vertrauens. Kultur bedeutet insbesondere das Weitergeben von Zivilisation an die nächste Generation, wie es in den Religionen weit herum gepflegt wird, und das wiederum gelingt nur durch das gelebte Vorbild.



Foto: Aldo Ellena

Thomas Staubli

lehrt Altes Testament an der Universität Freiburg (CH) und ist Leiter des dortigen BIBEL+ORIENT-Museums

* Gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten anlässlich der ökumenischen Herbsttagung der ev.-ref. Landeskirche des Kantons Graubünden in der Schweiz.